Radka Denemarková

Ein herrlicher Flecken Erde

Radka Denemarková

Ein herrlicher Flecken Erde

Roman

Aus dem Tschechischen von
Eva Profousová

Deutsche Verlags-Anstalt

Für *Jan Denemark junior.*
Er fürchtet nicht, in die Sonne zu sehen.

Und für *Vladimír Volf.*
Er fürchtete nicht, in die Sonne zu sehen.

»Stehen wir denn nicht zu allen unseren Figuren mehr oder weniger in diesem Verhältnis: Das bin ich, möge Gott mir verzeihen?«

Graham Greene

»Der Mensch denkt und Gott lacht.«

Jüdisches Sprichwort

Keine Ähnlichkeit ist zufällig.
All diese Geschichten sind passiert. Ich weiß immer noch nicht, warum.

Prolog

Mit einer grünen, spitz zulaufenden Schaufel gräbt Denis im aufgeweichten Boden. Nach dem nächtlichen Sturzregen ist die Erde nass, vollgesogen mit Wasser.

Die zierliche Schaufel dringt immer tiefer ein. Mit hervorgestreckter Zungenspitze, die er ab und zu auch gegen den weißen Zaun seiner Zähne mit zwei fehlenden Latten presst, rammt Denis sie tief in den Boden, hilft mit dem rechten Fuß nach und drückt mit voller Kraft auf den Griff. Das Werkzeug kippt nach hinten. Denis wirft die ausgestochene Erde auf den Haufen zu seiner Rechten und patscht mit der Schaufel drauf. Aus dem Haufen wird ein kleiner Grabhügel. Denis liebt das klatschende Geräusch, diese schmierige Masse. Jetzt legt er die Schaufel beiseite und bohrt den Zeigefinger in den Boden. Der Finger verschwindet bis zum zweiten Glied in der Erde, sie umgibt ihn mit einer angenehmen Frostigkeit, kriecht aber auch hinter den Fingernagel, ignoriert die Trennlinie zwischen Fleisch und Nagel, drängt sich dazwischen. Die Erde wird zu einem schmerzhaften Hindernis. Wenn er den Finger mit gleicher Kraft tiefer bohrt, wird aus der Wonne eine Strafe. Denis zieht ihn rasch heraus. Er hält sich den mit Erde verschmierten dünnen Stift vor die Augen, beobachtet ihn neugierig von allen Seiten, presst ihn gegen seine Wange. In einer schwungvollen Bewegung zieht er ihn sich über das ganze Gesicht, verschmiert zuerst die linke, dann die rechte Wange, fährt mit ihm über die Stirn und quer über den Hals, schmiert den kleinen Buckel an der Kehle zu.

Ein lauernder Indianer auf dem Kriegspfad.

Seine verdreckte Hand fasst wieder nach der Schaufel, die grüne Farbe am Griff ist kaum noch zu sehen, die Schaufel schält Schichten von Erde und Lehm ab, der Boden ist von Graswurzeln durchwachsen, die feinen Haare der Wurzeln halten die Erde zusammen, und die Schaufel schneidet sie in dünne Streifen. Nach einer Weile stockt sie, sie verbiegt sich fast und erstarrt über einem widerspenstig harten Hindernis. Denis verändert die Taktik. Er hört auf, das Lehmgyros mit kraftvollen Schnitten der Länge nach zu bearbeiten, und meißelt es mit schnellen Bewegungen fieberhaft ab. Als er außer Atem seine Arbeit beendet, liegt eine schmale Schüssel mit merkwürdigen Ausbuchtungen vor ihm, durchzogen von ausgefransten Rissen und Löchern. Eine weiße Schale. Er holt sie aus der Erde und macht sie sauber. Kratzt den restlichen Schmutz heraus. Spült sie mit seiner Gießkanne ab, auch die ist grün, nur der Rüssel am Brausemundstück ist rot. Zweimal muss er seinen Fund verlassen, um die Kanne mit schmutzigem Regenwasser nachzufüllen. Aus einer alten angerosteten Badewanne, die vor Jahren neben das Erdbeerbeet gestellt worden war, damit Denis im Sommer in ihr planschen konnte. Er dreht die gesäuberte, durchlöcherte Schüssel um. Hält sie sich über den Kopf.
Überrascht starrt er in zwei leere Öffnungen. Augenhöhlen.

Es ist ein Schädel. Ein Menschenschädel.

Der fünfjährige Denis trägt ihn vorsichtig aus dem Apfelgarten in seinen Sandkasten.

Die Frau steht breitbeinig da. Gedankenverloren wischt sie sich die Hände am rot-weiß karierten Geschirrtuch ab. Sie sind längst trocken, aber sie wischt sie immer wieder ab, massiert sie, ungewöhnlich lange, verloren in bruchstückhaften Erinnerungen, die sie zu fangen, einzuordnen

und zu einem Bild zu fügen versucht. Das Geschirrtuch wirft sie auf den mehrfach überstrichenen Küchenstuhl mit abblätternder Farbe neben dem Herd. Sie greift nach einem strahlend weißen Porzellanteller mit blauen Ornamenten, der sich gegen die ländliche Bräune ihres Gesichts abhebt, und bedeckt ihn mit einem gleichmäßigen Kranz von Knödelscheiben. In die entstandene Mulde gießt sie mit einer Silberkelle eine dunkelbraune Soße mit faserigen Fleischklumpen. Sie arbeitet ganz vorsichtig, damit die weiße Reinheit der Knödel nicht zerstört wird.

Den dampfenden Teller stellt sie im Esszimmer vor den Mann, der sich bereits das müde Gesicht gewaschen und die Ärmel seines blau-weißen Flanellhemds hochgekrempelt hat. Der Mann isst gierig und wortlos. Die Frau sitzt neben ihm und beobachtet den schwarzen Flaum auf seiner massiven Hand mit den abgebrochenen Fingernägeln, auf dieser geliebten Hand, die ungelenk mit dem silbernen Löffel hantiert. Wie ein nie erlahmender Bagger, der im Teller die Ablagerungsschichten beseitigt.

Die Frau steht nur einmal auf, um aus der Küche das vergessene Geschirrtuch zu holen, es liegt auf ihrem Schoß, sie hält es fest, und immer wieder fährt sie damit über ihre rissigen roten Hände. Der Mann wischt mit dem letzten luftigen Knödelstückchen die restliche Soßenspur auf, er folgt ihr sorgfältig, kreist zweimal um den Teller. Erst als der getränkte Bissen in seinem Rachen verschwunden ist, fasst sich die Frau ein Herz. Sie erzählt dem zufrieden schnaufenden Mann, wie sie heute Denis im Sandkasten beim Kuchenbacken gefunden hat, *Backe, backe Kuchen, gehst du nicht schön auf, hau ich auf dich drauf.*

Der Mann rülpst laut und nimmt einen Schluck Bier aus einer mit Tautropfen beschlagenen Flasche, obwohl vor ihm auf dem Tisch ein speziell für diesen Zweck angefertigtes Glas steht, mit einer ungewöhnlichen Gravierung.

»Warum erzählst du mir das?«

Sie habe Denis beim Kuchenbacken gefunden. Er saß mitten in einem Sandhaufen, um ihn herum riesige, sonderbar geformte Hügel. Dunkelgelb gefärbte Berge mit Vertiefungen und Ausbuchtungen. Wie ein Teig, der vor dem Backen im Ofen aus der Form ausgelaufen war. Voller Andacht schaufelte Denis den nassen Sand in ein merkwürdiges, durchlöchertes Gefäß.

»Wenn er was aus der Küche genommen hat, dann kleb ihm einfach eine. Das nächste Mal verkneift er sich das.«

Die Frau holt Luft und fährt fort, unbeirrt *ihre* Wörter aneinanderzureihen. Als sie näher an den Sandkasten trat, sagte Denis kein Wort. Er wartete. Er spürte wohl, dass er etwas Kostbares gefunden hatte. Etwas Heiliges. Einen Schatz. Bloß wusste er noch nicht, was für einen. Erregt riss ihm die Frau seinen wunderlichen Fund aus der verdreckten Hand und brachte ihn in den Schuppen. Denis trippelte schweigend hinter ihr her, zupfte trotzig an ihrem Rock, kämpfte mit ihr. Sie klebte ihm eine.

»Komm endlich zur Sache, Mensch!«

»Das war kein … normales Ding. Es ist … es ist der …«

Als hätte jemand der Frau den ganzen Knödelkranz in den Hals gestopft und mit der Angst vermischt, die ihre Stimme zum Zittern bringt.

»Du musst das selber sehen.«

»Dann hol es her!«

»Das geht nicht. Du musst mitkommen.«

»Wohin?«

»In den Schuppen.«

Unwillig steht der Mann auf, zieht den gelockerten Gürtel stramm und schnürt die Fettmassen um seine Hüften ein.

»So ein Theater wegen einem blöden Spielzeug.«

Dunkle Nacht.

Sie wird von einem Lichtstrahl zerschnitten, in den zwei Gestalten treten. Sie bleiben auf der Türschwelle stehen. Der erste Hund bellt los. Der von den Nachbarn. Dann das ganze Rudel, das Signal der Wachsamkeit wird staccato durch das Dorf geschickt. Als der erste Hund seinen Irrtum erkennt, gibt er die beruhigende Nachricht an die anderen weiter, und im Dorf wird es still. Erst dann bewegt sich das Paar wieder.

Im Schuppen gibt es kein elektrisches Licht, der Mann knipst das Auge der Taschenlampe an. Haufen von altem Krempel, den man eines Tages vielleicht noch brauchen könnte, an den sich aber vermutlich keiner mehr erinnert. Zerbrochene Harken und alte Heugabeln. Eine Getreidemühle. Ein Spaten mit gespaltenem Blatt. Eine Strohpresse und ein Handrechen. Ein niedriges Regal mit rausgebrochenen Brettern. Ein hoher, weiß angestrichener Kinderstuhl. Ein dickbäuchiger, ausgeweideter Radioempfänger. Eine Windfege, eine kaputte Kurbelmaschine zur Getreidereinigung. Ein bemalter Bauernschrank mit abblätternder Farbe, der sich nicht mehr schließen lässt; der rechte Türflügel hängt schlapp von der Angel und ist halb auf den Boden gesunken.

Eine hellgrüne Anrichte mit gläsernen Schiebetüren und ausgebrochenen Schubladen ohne Griffe.

Auf der Anrichte thront ein dunkelbrauner Pappkarton mit der Aufschrift Elektrolux, auf ihm ein altes Buch mit Ledereinband als Beschwerung. Die Frau reißt dem Mann die Taschenlampe aus der Hand. Sie ist von der braunen Pappe so in Bann geschlagen, wirkt so von Sinnen, dass der Mann seinen Protest hinunterschluckt. Sie nähert sich dem Karton. Der Mann stolpert über einen umgekippten Stuhl mit zerfetztem Flechtsitz.

»Was soll der Mist, ich hab keine Lust, mir hier wegen solchem Blödsinn den Hals zu brechen.«

Die Frau hält schweigend inne. Schweigend reicht sie dem Mann die Taschenlampe, schweigend fasst sie nach dem ledergebundenen Buch und wirft es auf den Boden. Feierlich klappt sie die Flügel des papierenen Verstecks auseinander und tritt einen Schritt zurück. Schweigend bedeutet sie dem Mann, er soll einen Blick hineinwerfen. Sie wartet.

»Jetzt guck schon!«

Der Mann spuckt aus.

»Ich komm mir wie 'n Idiot vor.«

Er langt hinein, fischt einen harten weißen Gegenstand heraus. Mit der Taschenlampe leuchtet er auf eine unregelmäßige Kugel mit zahlreichen Nähten. Dreht sie um und erstarrt, der Lichtstrahl der Taschenlampe hebt die Konturen der verhärteten Teile und die Nähte hervor, dunkle leere Vertiefungen kommen zum Vorschein. Augenhöhlen. Das Skelett eines Kopfes. Mit einer heftigen Handbewegung wirft der Mann den Schädel in den Karton zurück.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße. Wo hat er das her?«

»Er sagt, er hat es im Garten ausgegraben.«

»In welchem Garten?«

»In welchem wohl. In unserem. Am Anfang vom Apfelgarten, wo die Renetten und die Himbeeräpfel stehen.«

Der Mann räuspert sich trocken, spuckt auf den Boden.

»Und hat er … also beim Spielen … hat er nur das hier ausgebuddelt oder noch weiter herumgeschnüffelt?«

»Nur das.«

»Und was starrst du mich so an, was glotzt du so, vielleicht gehört das ja zu so einem Dings, so einem Neandertaler, wie man sie heute ständig findet, stand doch neulich in der Zeitung. Wie kommst du drauf, das könnte …«

»Was sollen wir tun?«

Der Mann hält inne. Jetzt ist nicht der Moment, lang herumzureden. Sie beide brauchen sich nichts vorzumachen. Das erkennt er nicht nur an ihrer entschlossenen Haltung,

sondern auch an ihrer zitternden Stimme. An ihren feuchten Augen. Der Mann wechselt zu konstruktiver Sachlichkeit.

»Wir müssen nach dem Rest suchen. Er soll dir sagen, wo er das gefunden hat. Denk dir irgendein Märchen für ihn aus.«

»Er schläft doch.«

»Dann weck ihn auf!«

Eine halbe Stunde später steht Denis am Fenster seines geräumigen Zimmers im ersten Stock hinter einem Schleier von Gardinen. Er bräuchte sich gar nicht zu verstecken, dazu sind die beiden da unten zu sehr von ihrer Arbeit gefangen genommen, fühlen sich durch die Dunkelheit geschützt. Aber Denis sieht sie. Er sieht, wie der Mann und die Frau an der Stelle, wo er *seinen* Schatz gefunden hat, eifrig die Erde wegschaufeln, den Boden um *seinen* Schädel herum umpflügen, die Schlafstätte des unbekannten Wesens abtasten. Über ihnen rascheln die Blätter der Apfelbäume, in einem Monat werden sie abgefallen sein, wie sie jedes Jahr abgefallen sind und sich mit Erde vermischt haben, den Schläfer zugedeckt haben. Mit ihm zusammen moderten sie, bis Denis den Schlafplatz entdeckt hat. Denis war es, der ihn entdecken sollte, auf ihn hatte er gewartet. Der Mann und die Frau ziehen gebogene Stangen und weiße Stöcke aus der Erde hervor, einen merkwürdig geformten Korb. Da strauchelt die Frau auf einmal, lehnt sich gegen einen Apfelbaum und übergibt sich.

Denis sieht zu, und sein Trotz wächst. Diese Spielsachen gehören *ihm, er* ist der Entdecker. *Er* hätte diese Dinger eins nach dem anderen ausgraben sollen. Sie haben ihn bestohlen. Das sind *seine* Spielsachen. Morgen holt er sie sich zurück. Denis ist müde, seine Augen fallen zu. Er trippelt zum Bett, legt seinen Teddybären neben sich und deckt sich zu. Bevor ihn der Schlaf ganz übermannt, malt er sich

aus, wie das gefundene weiße Spielzeug neben ihm liegen und aus seinen Vertiefungen ein buntes Feuerwerk fremder Märchenwelten lodern wird.
Dieses Bild wird Denis' kindliche Fantasien noch lange begleiten. Erst zwei Jahre später wird es von der Geburt seiner Schwester Nataša übermalt und verdrängt. Als er die Zartheit und Schönheit des *lebendigen* menschlichen Körpers entdeckt.

Die erste Rückkehr

Sommer 1945

Frostige Kruste

Seit der Rückkehr von *dort* lebe ich wie unter einer dicken Eisschicht, auf der alle anderen ausgelassen Schlittschuh laufen, mit fröhlich glühenden Wangen. Ich aber liege tief unterm Eis. Bin unsichtbar. Einsam. Eine Spur nur von mir. Machtlos. Verurteilt zu warten, wer die abschließende Handbewegung ausführt, den Punkt hinter den misslungenen Satz setzt, den dünnen Strohhalm zertritt, der sich hervorschiebt. Der in die frostige Kruste eingefroren ist.

Ich kehre nach Hause zurück. In dem irrigen Glauben, dass es immer noch mein Zuhause ist. Stechende Hitze. Ich meide selbst die staubigen Feldwege. Aus einem kaum begründbaren Selbsterhaltungstrieb heraus. Jetzt kann ich doch wieder in der Mitte gehen. Mit den anderen zusammen auf den vor Hitze brodelnden Asphaltstraßen marschieren. Ich brauche keine Angst mehr zu haben. Der Krieg ist vorbei.

Doch lieber behalte ich meine Angst.

In der Ferne erahne ich den erhobenen Finger der Kirche, das Rot der gedrängten Dächer und das lang gezogene Dachgewölbe vom Schlösschen, die Gebäude von unserem Gutshof. Ich schleppe mich durch die Straßengräben, lasse meine Beine von feurigen Brennnesseln peitschen, von diesen kleinen grünen Sägen, wie Mama sie nannte, *Ich säge Holz in Scheite klein, die Mutter heizt den Ofen ein,* das haben wir gesungen, gebeugt über unsere Kin-

derhände, die mit Mamas schlanken Flügeln verschränkt waren. Die hervortretenden blauen Adern am Handgelenk, die konnte sie nicht verbergen, für die pulsierende Rohrleitung des menschlichen Körpers wurde noch kein Abdeckstift erfunden. Abends glänzten ihre Hände von duftendem Fett. Mit einer speziellen Creme durchmassiert, ruhten sie nachts.

Tagsüber ruhten sie eigentlich auch.

Meine Knie zittern.

Ich sacke zusammen im platt gedrückten, trockenen Gras. Unter der hoch stehenden Sonne. Sie greift nach mir. Unbeirrbar. Torpediert das entblößte Weiß meiner Arme und Beine mit einer Kaskade heißer Nadeln. Ich bin ein leichtes Ziel. Jeder sucht sich sein Ziel. Und findet es auch. Immer gibt es jemanden, der eine Stufe tiefer steht. Wehrloser ist.

Und ungeschützter.

Ich beobachte die in Bewegung geratene Erde. Von oben sieht sie ruhig aus. Unbewegt. Von Nahem betrachtet, herrscht eine nervöse Panik. Insekten. Ameisen. Laufkäfer. Ein Eichenbockkäfer. Grillen. Asseln. Ein Marienkäfer. Ein grüner Grashüpfer. Fliehende Spinnen. Während ich oben in der Sonnenhitze verglühe, versuchen sie unten den kalten salzigen Tropfen auszuweichen, die ich nicht aufzuhalten vermag. Alles, was da krabbelt und kriecht, wird vom salzigen Sturzregen getötet, von meiner Trauer ertränkt, der beißenden Trauer der eigenen Ohnmacht. Nichts wird so sein wie früher. Nie wieder werde ich *ihre* Haut berühren. Die Haut, die lebendige Körper schützt. Nie wieder werden wir zusammen sein. Und auch wenn wir es wären … Wo würden wir unsere unmittelbare Vergangenheit ablegen? Wie würden wir die Grube verlassen können, aus ihr herausklettern, uns in die Freiheit hinauslügen? Aus dieser

Grube, in der meine Familie stecken geblieben ist. Meine Kindheit. Was alles dort stecken geblieben ist … Es ist alles dahin, hör schon auf zu weinen, es ist alles dahin.

Unser Gutshof ist geblieben. Mauern, hinter denen ich unterschlüpfen und mich wappnen kann, hinter denen ich zum Boden sinken werde, um wieder auf die Beine zu kommen, Mauern, hinter denen mich glückliche Erinnerungen stärken werden. Mauern, hinter denen ich unterschlüpfen und mich wappnen kann, hinter denen …

Die Erde bricht auseinander. Ich wälze den Kopf hin und her. Sein schweres Gewicht zerdrückt eine fliehende Ameise. Mit meiner Stirn walze ich ihren toten Körper platt; sie ist das Todeszeichen, das auf meinem Gesicht prangt. Mit meinen Fingern umklammere ich Grashalme, reiße sie in Büscheln aus. So lange, bis der Drang zu schreien vergeht, die Sehnsucht, mit den Fingernägeln meine Unterarme zu zerkratzen, die Nägel tief in die Haut zu bohren und sie dort stecken zu lassen, die Lust, mit bloßer Hand auf einen spitzen Nagel zu schlagen, ein Glas zu Staub zu zerdrücken. Ich reiße unschuldiges Gras aus. Spitzwegerich. Weiße Kamille. Wilden Majoran. Bis mich endlich die Müdigkeit übermannt und ich erschlaffe.

Die Sonnenlava sticht mir in die Augen. Ich liege auf der linken Seite. Zusammengekauert. Mit den Knien unterm Kinn. Wie ein Fötus im Mutterleib. Vielleicht habe ich ein paar Minuten geschlafen. Vielleicht bin ich auch bewusstlos geworden. Die Sonne brennt und versengt meine rechte Wange. Die linke ist kühl von der tränengetränkten Erde. Ich stehe auf. Fühle mich wie erschlagen. Meine Finger zupfen Bluse und Rock zurecht. Ohne Erbarmen fegen sie die hängen gebliebenen Grashalme herunter. Fummeln am Rocksaum. An der Stelle, wo die Naht aufgegangen ist, schlüpfe ich mit dem Zeigefinger hinein. Wie in einen Fingerhut. Ich befeuchte den Stoff mit Speichel. Meine Kehle

ist ausgetrocknet. Mit dem Fingernagel, vom angefeuchteten Stoff umhüllt, kratze ich die rostroten eingetrockneten Reste des Ameisenkörpers von meiner Stirn, scheuere meine Stirn blank. Der Rock folgt meiner Bewegung, stülpt sich um und bildet einen Trichter um mich. Einen Schutzpanzer. Von der Taille an nach oben. Noch einmal feuchte ich den Stoff an. Schlage den Trichter wieder zurück. Und gehe in die Hocke, um meine verstaubten Schuhe mit der großen Schnalle zu polieren. Die mir die verängstigte Tante Ottla in Prag gegeben hat. Sie wollte mich begleiten. Ich habe getobt und bin ihr weggelaufen. Nach Hause kehre ich allein zurück. Bin doch schon erwachsen.

Als mein Blick auf das grellgrüne Gras im Straßengraben fällt, auf dem gammelig rote Kirschen von einer Horde Wespen traktiert werden, muss ich mich fast erbrechen.

Das Dorf scheint menschenleer zu sein. Keiner kommt aus den kleinen weißen Häusern herausgelaufen, wie ich es mir erträumt habe. Keiner heißt mich willkommen, keiner nimmt mich in den Arm, keiner spricht mir Mitleid aus. Lädt mich zum Essen ein. Bei dem Gedanken, dass niemand überlebt hat, überfällt mich Panik …

Vielleicht interessiert dieses kurz geschorene Wesen niemanden, weil es nicht an Papas Hand geht. Neben ihm marschiert kein hoch geschätzter, schlaksiger Mann mit Hut auf dem Kopf. Der Mann, der das ganze Dorf in Aufruhr brachte, wenn er auf seinem großen Motorrad unter dem dunklen Dröhnen des Motors die Dorfstraße entlangfuhr. *Originalprodukt Böhmerland*, erklärte er begeistert und stolz den neugierigen Männerblicken. Er ließ sie das Monster anfassen, ausprobieren, auf ihm das Schlösschen umrunden. Einen nach dem anderen. Den verschreckten Friseur Klein hat er sogar persönlich gefahren; der ruckelte auf dem Beifahrersitz mit seinem Rasiermesser in der Hand,

eingefroren in der Haltung eines beflissenen Dieners. Damals jagte mir das dröhnende Monster Angst ein, das Reisemodell konnte außer dem Fahrer noch zwei Personen transportieren. Als Mama nach ihrer ersten Fahrt abstieg, stützte sie sich auf Papas Hand, um das Gleichgewicht zu halten. Ihr war schwindelig. Beim Anblick eines Ölflecks an ihrem neuen, maßgeschneiderten cremefarbenen Kleid erschrak sie und flüsterte Papa aufgeregt ins Ohr *Ich will nicht wie die Duncan enden*. Zu seinem Unmut setzte sie sich danach nie wieder auf das wunderliche Modell. Ich aber. Damals sind sie vor ihre Häuser hinausgerannt, sie haben gewinkt, sich verneigt. Gelacht und gewinkt. Vielleicht nur gelacht. Das Monster jagte mir Angst ein, und heute wünsche ich mir nichts sehnlicher, als hinter meinem Rücken den dröhnenden Donnerschlag des Motors zu hören, ihm rasch ausweichen zu müssen. Den Ölfleck auf dem cremefarbenen Kleid wiederzusehen.

In mein Hirn schiebt jemand ein Foto ein, es bleibt stecken. Das Motorrad wird auf beiden Seiten von einem Erwachsenen bewacht. Mama hat ihr cremefarbenes Rüschenkleid an, mit der rechten Hand hält sie ihr Hütchen fest. Papa, breitbeinig und in einem schwarzen Anzug, stützt sich mit einer Hand am Motorrad ab, die andere liegt lässig auf der Hüfte. Auf dem langen Sitz hocken wie im Zuschauerraum mit verschränkten Beinen meine Geschwister. Rosalie. Adolf. Zwischen den beiden ich. Die Patentknöpfe des blauen Samtkleids, das ich mir eilig übergezogen habe, sind offen. Adin macht sich lustig.

»Na, da hast du dich aber schnell angezogen.«

In meinen Haaren eine riesige Schleife.

»Ein Schmetterling sitzt auf deinem Kopf«, sagte Mama und fuhr mit dem Kamm durch meine Haare, »wir helfen ihm, seine Flügel richtig zu entfalten.«

DVA

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Radka Denemarková

Ein herrlicher Flecken Erde
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04404-4

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: September 2009

Im Osten keine Heimat

Gita muss in ihrem Leben durch mehrere Höllen gehen: von den Nazis als Jüdin gequält, von den Tschechen als Kollaborateurin vertrieben, schließlich von den ehemaligen Nachbarn als habgierige Alte abgestempelt, als sie den Familienbesitz zurückfordert. Doch trotz aller körperlicher und emotionaler Wunden führt Gita den Kampf gegen Unrecht und für Verständigung weiter. Ebenso kompromisslos wie ergreifend schildert dieser preisgekrönte Roman die menschliche Seite der unmenschlichen Geschichte.

Gita will nur nach Hause, sich unter der warmen, weichen Zudecke verkriechen, den geliebten Geruch der Villa in sich aufnehmen. Doch die Realität sieht anders aus, als die Sechzehnjährige 1945 aus dem Konzentrationslager zurück in ihr Heimatdorf, das tschechische Puklice, kommt. Der Familienbesitz wurde konfisziert, Fremde leben jetzt dort, und die Deutschsprachige wird als Staatsfeindin verjagt. Erst sechzig Jahre später kehrt Gita zurück, um die Familie zu rehabilitieren. Und wieder schlägt ihr als ehemalige Großgrundbesitzerin der Hass der Dorfbewohner entgegen. Doch längst ist für Gita Weiterleben zur Kampfansage gegen Gewalt und Lüge geworden. Mutig, mit sehr plastischen, unter die Haut gehenden Bildern und mit enormer Sprachmacht wagt dieser kompromisslose Roman, für den die Autorin mit dem bedeutendsten tschechischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde, einen Blick auf die verdrängte deutsch-tschechische Nachkriegsgeschichte.

Der Titel im Katalog